Göthe's Philosophie.

Eine
vollständige, systematisch geordnete
Zusammenstellung seiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunst und Natur;
aus seinen
sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken.

Herausgegeben
und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes
begleitet,
von

Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Professor der Philosophie.

Erster Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Nestler.

P. o. geom. 483 uc

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

18 BG

Göthe's Philosophie.

Erster Band.

Enthaltend
die sechs ersten Abtheilungen:

Göthe's Ideen

über

das menschliche Leben im Allgemeinen, über
die Frauen, Männer, Gesellschaft und Stände,
Jugend, Alter und Tod.

An den Leser.

Ließ uns nach Laune und Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der **gute** Geist, wie uns der **böse** gezeugt.
Alles ist nicht für Alle, das wissen wir selber; doch Nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt Jeder sich selbst sein Packet.

Göthe.

Die Welt ist voller Widerspruch,

Wie sollte sich ein Buch nicht widersprechen?

Göthe.

Vorerinnerungen des Herausgebers.

Unser verewigter Wieland eröffnete bekanntlich die Sammlung seiner Werke, mit der Aeußerung: „daß er seine Dichterlaufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange beschließe.“ Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel erklärten damals in ihrer Zeitschrift Athenäum, diese Meinung witzig genug, für die Folge eines optischen Betrugs. Aber eben diese Männer, (wie sie denn selbst schon, in ungleich höherer Bedeutung Kunst-

richter als Dichter sind,) wurden die Begründer der gegenwärtigen Gestaltung unserer schönen Literatur, in welcher jene reiche Blüthenzeit der Hervorbringung eigenthümlicher Klassischer Dichterwerke, — auch in Beziehung auf Göthe selbst, — leider wirklich vorüber ist; dagegen die poetische Uebersetzungskunst *) eine

*) A. W. Schlegel allein schon, erhob sie zu dem Höhepunkt einer fast weltbürgerlichen Universalität, indem er mit seinem eminenten Sprach- und Uebersetzertalent, von dem klassischen Alterthume zum Shakspeare und der südlichen romantischen Poesie der Italiener und Spanier, dann zur altdeutschen der Nibelungen, wie zur Dichtkunst des skandinavischen Nordens, und endlich selbst bis zum Sanskrit des indischen Morgenlandes überging. Dante, Ariost, Tasso und Calderon sind bereits drei- und vierfach, Shakspeare nunmehr schon achtfach in unsere Sprache übersetzt worden, und Vater Voß gar, setzte nicht nur in seinem Homer, Aristophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakspeare u. s. w. eine ganze Bibliothek von Uebersetzungen, sondern, in seinen Söhnen, auch noch neue rüstige Uebersetzer in die Welt.

Vollendung und einen Umfang, wie sie noch in keiner andern Sprache erreicht worden, gewonnen und ein wahrer Wetteifer zahlreicher Freunde der vaterländischen Poesie, in Benutzung der vorhandnen Schätze, für Kritik, historische Forschung, Sprachstudium, geschichtliche Darstellung, lexikographische und compendiarische Uebersichten, wie besonders für Veranstaltung neuer Ausgaben und Sammlungen der Werke unsrer Klassiker, begonnen hat. Eine Epoche, die sich darum (die, ihr ermangelnden, kunstliebenden Ptolemäer abgerechnet,) füglich einem Alexandrinischen Zeitalter vergleichen läßt. Unter dieser, sich immer mehr häufenden, Masse von Ausgaben, Sammlungen, Anthologieen, Compendien, kritischen, historischen, encyklopädischen, biblio- und lexikographischen Werken, die wir nun solchergestalt seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts erhalten haben; fehlt es denn auch bereits an Auszügen und Zusammenstel-

lungen einzelner Gedanken aus den Werken unserer berühmtesten Schriftsteller nicht, die, nach dem längst vorangegangenen Beispiel der sogenannten „Ésprits” (von Voltaire, Rousseau, Diderot u. s. w.) in der französischen Literatur, unternommen worden sind, und von denen hier nur der: Lessing, Schiller, Hamann, Herder und Jean Paul betreffenden Sammlungen dieser Art, von Friedrich Schlegel, Michaelis, Cramer und Genersich, als der vorzüglichsten, gedacht werden möge. Um so mehr muß es daher jedem Freund und Kenner unserer Literatur auffallen, daß gerade ein so gedankenreicher, eigenthümlicher, vielseitiger und fruchtbarer Autor, wie Göthe; — so vielfach er auch in neuester Zeit der Gegenstand einsichtiger und partheiloser Prüfung, wie nichtswürdiger, bis zum Unfug eines förmlichen literarischen Factionsgeistes ausgearteter, Verunglimpfung und (von ihm selbst leider! begünstigter) Lobhudelei unter

uns geworden, — in dieser Beziehung, bis jetzt völlig unberücksichtigt geblieben ist. Läßt sich die Nützlichkeit eines solchen Werkes, wenn es mit verständiger Wahl und Anordnung des Stoffes ausgeführt ist *), schon im Allgemeinen nicht

*) Wir bekommen jetzt auch in Deutschland, wie in Frankreich und England, eine Real-Encyklopädie nach der andern, in denen der ungeheuere Ballast unsres Sachwissens immer von Neuem zusammengeschleppt wird. Aber an eine Encyklopädie von Ideen, worin die Ansichten der eigenthümlichsten Denker aller Zeiten und Völker, von den wichtigsten Gegenständen menschlicher Erkenntniß, zusammengestellt wären, hat noch Niemand gedacht, und doch wäre ein solches Werk gerade bei dem gegenwärtigen Zustand unserer jetzt kaum mehr übersehbaren Literatur, von der man wohl, Schiller's Wort anwendend, sagen kann:
„Morgen immer neu sich zu entwinden,
„Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab;"
gewiß das Wünschenwertheste von Allen. Denn was hilft uns alles Wissen, das ohnehin, wie es sich auch noch ausdehnen möge, immer doch nur Stückwerk bleibt, wenn wir es nicht als Stoff für unser Denken erfassen!

verkennen, so tritt sie um so augenfälliger, ja bis zu dem Nutzen der Befriedigung eines wirklichen, jedem wissenschaftlich Denkenden höchst wesentlichen, Bedürfnisses gesteigert, gerade bei dem so unerschöpflich lehrreichen Studium dieses, den Genius der Poesie und Philosophie auf das Innigste in seinem Geiste vermählenden, Schriftstellers hervor. Es ist gegenwärtig ein volles halbes Jahrhundert verflossen, seit unser unsterblicher Göthe, als einer der größten unserer vaterländischen Dichter, Gelehrten und Weisen, in einer langen Reihe unvergänglicher, die mannigfaltigsten Formen poetischer und wissenschaftlicher Darstellungskunst umfassender Werke, einen überaus reichhaltigen Schatz, der eigenthümlichsten, scharfsinnigsten und fruchtbarsten Ideen, über fast alle Gebiete des menschlichen Denkens und Empfindens, niedergelegt hat. Je zerstreuter und vereinzelter aber diese, so mächtig zum eignen Weiterdenken

anregende Welt von Gedanken, in der großen Masse der dichterischen und wissenschaftlichen Werke dieses universellen Geistes sich befindet, um so wünschenswerther muß nothwendig eine endliche Zusammenstellung derselben, die das Verdienst eines vollständigen und systematisch geordneten Auszuges hat, für jeden, selbst über diese, die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen umfassende Gegenstände, Nachdenkenden seyn. Ja es ist nicht zu läugnen, daß dieser außerordentliche Ideenreichthum, durch eine solche Zusammenstellung, erst seine fruchtbarste Wirksamkeit erhalten muß, da gewiß nur sehr wenige Leser Göthe's im Besitz seiner wirklich sämmtlichen Werke sind, von denen die Cotta'sche Ausgabe bis jetzt höchstens nur zwei Drittheile enthält; und man bei dem Lesen seiner größern Dichtungen von dem Zauber der lebensvollen Schönheit ihrer ganzen Composition fortgerissen, um so leichter manche einzelne Gedanken

unbeachtet läßt, als die so eigenthümlich einfache, (nicht selten bis zur Nachlässigkeit bequeme,) Ausdrucksweise des Göthe'schen Styl's, ihnen nicht den prachtvollen, blendenden Redeschmuck Schiller's verleiht, von dem, als unstreitig dem sentenziösesten wie überhaupt rhetorischesten aller deutschen Dichter, Jean Paul, in seiner Vorschule zur Aesthetik, das so treffende als gefällige Gleichniß gebraucht hat, daß er nie anders als mit einer von Brillantringen auf allen Fingern glänzenden Hand, in die Saiten der Lyra gegriffen. Ueberdem aber ist eine solche Zusammenstellung der aus seinen Werken gezogenen Gedanken und Meinungen eines Schriftstellers, auch zur richtigen Erforschung, Auffassung und Beurtheilung seiner ganzen Denkweise höchst förderlich, und bei welchem könnte dieses kritische Geschäft anziehender und lehrreicher seyn, als bei einem Autor von einer so vorzugsweise eigenthümlichen und umfassenden Gedankenfülle, wie Göthe?

Was er als Dichter ist, weiß die Welt! Die ganze Eigenheit seines philosophischen Geistes aber: als Lebens-, wie als Religions-, Moral-, Kunst- und Natur-Philosoph, — für die Welt, wie selbst für die Schule, — wird man nach all ihrer Tiefe und Fläche, Stärke und Schwäche, vielleicht nur auf diesem Wege erst recht zu erkennen vermögen; eine Ergründung, welcher der, obschon einseitige, doch immer sehr geistreiche Apel-Pustkuchen'sche Angriff auf Göthe, als Dichter und Denker zugleich, nahmentlich in Betreff seiner religiösen und moralischen Maximen, gegenwärtig noch ein ganz besonderes Interesse philosophischer Untersuchung gewährt. Endlich aber hat der, unläugbar denkendste unsrer neuesten Dichter, Müllner, leider nicht Unrecht, wenn er in dem unlängst erschienenen ersten Bande seiner vermischten Schriften, bei Erwähnung einer hyperpoetischen Faseley über die Musik, die gegenwärtige Zeit, in Bezug auf die

deutsche Poesie und Bühne, eine „geistlose und gedankenleere" nennt; und so kann ja wohl ein Unternehmen, wie das hier besprochene, auch noch den Nutzen haben, mindestens die mit wirklichem Talent begabten, unserer, kaum mehr zu zählenden, heutigen Theater- und Taschenbücher-Dichter, wieder an — Gedanken in der Poesie zu gewöhnen.

Diese Ansichten sind es, die den Herausgeber des vorliegenden Werkes, das er anfänglich bloß zum Bedarf seines eignen Studiums unternahm, veranlaßt haben, es durch den Druck zur öffentlichen Mittheilung zu bringen. Ueberaus erfreulich war es ihm, während dieses Geschäftes, einer Stelle in dem neuesten Heft (dem ersten des fünften Bandes) von Göthe's Journal über Kunst und Alterthum, zu begegnen, aus der er vernahm, daß schon unser unersetzlicher Schiller ein solches Werk, vor länger als zwanzig Jahren ge-

gewünscht hat. „Es ist," schreibt er in einem der daselbst mitgetheilten Briefe an Göthe *),

*) In einem andern dieser Briefe erwähnt Schiller auch der Apel'schen Recension seiner Jungfrau von Orleans, in der (damals noch zu Jena erscheinenden) Allgemeinen Literaturzeitung, worüber er einen höchst interessanten Brief an die Redaction derselben schrieb, in dem er sich zugleich über sein auffallendes gänzliches Zurücktreten von allen, ihn früher so viel beschäftigenden, theoretischen Untersuchungen, in seinen spätern Jahren, ausführlich erklärte, und welchen ich, dieses überaus merkwürdigen, (von seinem Biographen Herrn Döring, leider nicht benutzten) Aufschlusses wegen, — dem einzigen den man hierüber von ihm selbst, bis jetzt erfahren hat — im Morgenblatte und dem Rochlitzischen Leipziger Frauenzimmer-Taschenbuch 1818, mitgetheilt habe. Bemerkenswerth ist auch, in den oben angeführten Briefen, folgende, Müllners bekanntem Urtheil über die Oper begegnende Stelle, die Schiller aber schon im Sommer 1802, an Göthe, der sich damals mit dem Weimarschen Hoftheater im Badeort Lauchstädt

„Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird. Möchte nur irgend ein subalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Universitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre Ideen thun, um sie zu sammeln, leidlich zu redigiren, und so für die Welt zu erhalten. Denn Sie selbst werden dieses Geschäft immerin die Ferne schieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentlich Didaktische gar nicht in der Natur ist. Sie sind eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern

befand, geschrieben hat: „Auch zu Lauchstädt sind es also die Opern, die das Haus füllen. So herrscht das Stoffartige überall, und wer sich dem Theaterteufel einmal verschrieben hat, der muß sich auf dieses Organ verstehen." — Vergl. damit Müllner's öffentliche Erklärung: „warum Er von der Theatertafel aufgestanden."

bei Lebzeiten schon beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen schon mehrmals widerfahren ist, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil besser verständen."

Möge denn diese Sammlung dazu beitragen, daß die Nebler und Schwebler unter unsern jetzigen Tages-Dichtern und Kunst-Kritikern, (deren hohle, phraseologische Schönrednerei, ohne Mark und Kern eines gründlichen Wissens und Denkens, die Aesthetik so wenig weiter zu fördern vermag, als das gedankenlose Reimgeklingel und die Legion von prosaischen Erzählungen in unsern Taschenbüchern und Unterhaltungsblättern, die Poesie,) diesen Vortheil, freilich nicht zu einer Gedanken-Plünderung, sondern eignen Gedanken-Erweckung, besser verstehen lernen! Was die Competenz des Herausgebers, zu der Unternehmung des vorliegenden Werkes betrifft;

so bescheidet er sich eben so gern, gerade ein solcher „subalterner Genius der auf Universitäten gewohnt und gewaltet," wie ihn Schiller hier dazu verlangt, zu seyn; als er sich, nach dem in unsern achtbarsten kritischen Blättern ausgesprochnen Urtheil der wenigen gründlichen und scharfsinnigen Kunstrichter, die wir dermalen noch in Deutschland haben, über seine, die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters betreffende Schrift, überzeugt halten darf, in derselben bereits den Beweis geführt zu haben, daß er sich mit dem Studium Göthe's in einem Grade vertraut gemacht hat, der seine Leser wohl schon im Voraus eine mehr als bloß „leidliche" Redaction, des hier aus den Werken des großen Dichters, für den angegebenen Zweck, gezogenen Stoffes, erwarten lassen dürfte. Zwei Pflichten lagen ihm bei derselben vor Allem ob: möglichste Vollständigkeit und zweckmäßigste Anord=

nung dieser Sammlung, und beide hofft er, zur Zufriedenheit seiner Leser erfüllt zu haben.

Hinsichtlich der erstern, hat er, — im Besitz, nicht nur der sämmtlichen bisher (von Göschen, Unger, Cotta und Armbruster) veranstalteten rechtmäßigen Sammlungen der Göthe'schen Werke, sondern auch aller seiner, in diese Sammlungen nicht mit aufgenommenen Schriften, (wie die Satyre auf Wieland, die Xenien, seine Recensionen, Farbenlehre, Morphologie, Kunst und Alterthum u. s. w.) und aller, zum Theil im Buchhandel schon nicht mehr zu habenden ältern, wie neuern Ausgaben seiner (als Werther, Götz von Berlichingen, Herrmann und Dorothea u. s. w.) einzeln erschienenen Werke, auch seiner Beiträge zu früheren und spätern Zeitschriften und Almanachen, — diese gesammte, *Bibliotheca Göthiana*, wie sie in dieser Vollständigkeit der große Meister selbst, wohl nicht

einmal besitzt, zu dem gegenwärtigen, seit Jahren schon von ihm begonnenen Werke, auf das Sorgfältigste benutzt; und eben so aufmerksam wird er auch Alles, womit dieser so unermüdliche als vielumspannende Autor, an Erzeugnissen seines Geistes, unsere Literatur noch bereichern dürfte, in einem besondern Nachtrage, dafür benutzen; so daß dieses Werk die ganze schriftstellerische Laufbahn Göthe's, falls der (freilich um fast vierzig Jahre jüngere) Herausgeber, ihren von ihm, wie gewiß von seiner ganzen Nation, spätest gewünschten, Schluß erlebt, umfassen wird.

Was die Anordnung dieses reichen Stoffes betrifft, so glaube ich nicht, daß ich eine zweckmäßigere als die hier durchgeführte, hätte wählen können. Sie beginnt mit den Ideen Göthe's über das menschliche Leben im Allgemeinen, wie im Besondern, rücksicht-

lich der einzelnen Geschlechter und Stände, der Jugend, des Alters und Todes, und geht hierauf zu denen über die Lebens-Philosophie, die Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik und Literatur über, da sie alsdann mit den wesentlichsten Sätzen der Göthe'schen Kunst- und Naturphilosophie, schließt. Mangel an systematischem Zusammenhang und Ueberblick, wird man also dieser Eintheilung wenigstens nicht vorwerfen können. Durch die Einrichtung der jedem Bande vorgesetzten Inhaltsanzeige, in der zugleich die einzelnen Werke, aus denen die, in obiger Ordnung sich folgenden, Aphorismen ausgezogen worden, nachgewiesen sind; wird dem Leser die Uebersicht des Ganzen wie des Einzelnen, noch mehr erleichtert. Unter der Nachweisung: „Gedichte", (jedes besonders nach seiner Ueberschrift anzuführen, würde zu weitläufig und für Leser, wie ich sie

hier voraussetze, die mit Göthe's Werken schon bekannt sind, überflüssig gewesen seyn), sind auch die Xenien mit einbegriffen, bei denen es freilich auch mir nicht gelingen konnte, zwischen denen die Göthe, und denen, welche Schiller zugehören, durchgängig den Chorizonten zu machen. Denn bekanntlich haben sie bei der Erscheinung derselben im Schillerschen Musenalmanach, solidarisch dafür gehaftet, und in den Cotta'schen Ausgaben von Göthe's und Schiller's sämmtlichen Werken, sind nur sehr wenige, und von diesen mehrmals sogar die nehmlichen in beider Dichter Werke aufgenommen worden.

Den Schluß dieses Werkes wird ein kritischer Versuch „über den Charakter der Göthe'schen Philosophie," im Allgemeinen, wie ihrer einzelnen Ideengänge (Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung, Religion, Moral, Poli-

tik, Wissenschaft, Kunst und Natur betreffend) bilden, zu dem der Herausgeber durch sein vieljähriges Studium Göthe's überhaupt, (der unter allen Dichtern und Denkern, weit den größten und dauerndsten Einfluß auf sein Leben, zu unaussprechlichem Wohl und Wehe, gehabt hat), als insbesondere durch seine Prüfung der Apel-Pustkuchen'schen Kritik über Göthe*),

*) Herr Prediger Pustkuchen wird es nicht befremdend finden, daß ich ihn, in Bezug auf die von ihm herausgegebenen „Wanderjahre Wilhelm Meisters," hier zum zweitenmale in Verbindung mit unserm verewigten Apel nenne, da er bereits erfahren, daß seine öffentliche Lossagung davon, ihn keinesweges, und um so weniger, als sie überhaupt eigentlich gar Nichts sagte, vor dem Gerichtshofe der Kritik, losgesagt hat. Ich wie mehrere Freunde, des, unserer Literatur und Kunst leider so früh entrissnen genialen und kenntnißvollen Mannes, wissen uns aus mündlicher Mittheilung seine Ansichten von

veranlaßt worden ist; und dessen Mittheilung als Anhang eines Werkes, das die Darstellung des Philosophen Göthe zum Zweck hat, ihm um so mehr am rechten Orte zu seyn scheint, als

Göthe und namentlich von seinem Wilhelm Meister, noch so gut zu erinnern, als Herrn Pustkuchen's Bekanntschaft mit ihm, und fanden sie in den zwei ersten Bänden dieser Wanderjahre durchgängig wieder. Der dritte Band (des „Tagebuchs" und der Gedanken einer („hyper") frommen Gräfin" hier nicht zu gedenken) fiel aber auch in seinem dichterischen Werth, als Roman, so gewaltig von den beiden ersten ab, daß es hieraus, wie nun gar aus dem völligen Unterbleiben der Fortsetzung, fast scheint, als habe ein von Apel hinterlassenes, in Herrn P's. Händen befindliches Manuscript, nicht weiter als bis zum Schlusse des zweiten Bandes gereicht; und ich deshalb wohl behaupten möchte, daß in den zwei ersten Bänden Apel gezeigt, wie man es besser wissen könne, als Göthe, und im dritten Herr P. gezeigt habe, wie man es schlechter mache. Bei dieser Gelegenheit sei

dieses Werk eben die Belege für seine Ansichten von diesem so ungemein interessanten Gegenstand enthält.

es dem Herausgeber erlaubt, auf mehrere in öffentlichen Blättern und schriftlich an ihn seither ergangene Anfragen, die Fortsetzung seiner Schrift, „über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters“ betreffend, Folgendes hier zu erwiedern. Der erste, im vorigen Jahre (zu Halle bei Anton) erschienene Band dieser Schrift enthält blos die Kritik der Göthe'schen Wanderjahre, und diese konnte der Verfasser erscheinen lassen, weil er überzeugt war, daß Göthe dieses Werk (das er nun selbst blos für eine Sammlung mehrerer Erzählungen öffentlich erklärt hat) nicht fortsetzen würde. Um aber den zweiten Band, der die Beleuchtung der Pustkuchen'schen Wanderjahre enthalten sollte, erscheinen zu lassen, mußte er natürlich erst die Vollendung derselben abwarten, die indeß bis jetzt auch nicht erfolgt ist, dagegen wir nun gar noch einen Dritten Wilhelm Meister, (der seine Meisterjahre darstellen soll) jedoch

Noch bemerke ich, daß ich den Titel: „Göthe's Philosophie" gewählt habe, weil ich keinen, den Zweck und Inhalt dieses Werkes, genauer und vollständiger bezeichnenden fand. Der oben angeführte Auszug des Herrn Dr. Michaelis aus Schiller's Werken, führt die Ueberschrift: „Schiller's Geist." Allein nicht zu gedenken, daß dieser Titel ein schon allzuverbrauchter ist; so besagt er auch offenbar weit mehr, als in einem jedem solchen Auszug jemals geleistet werden kann. Denn der Geist

nicht von Herrn Pustkuchen, wie dieser bereits bekannt gemacht hat, erhalten haben. Eigentlich ist es schon der Vierte, denn bereits vor 16 Jahren erschien eine Fortsetzung des Wilhelm Meister, unter dem Titel: „Karl's Versuche und Hindernisse." Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1808. 8., worin es gar zu einer Ohrfeige kommt, die der Held der Lehrjahre in einer Gesellschaft erhält.

eines Dichters wohnt ja nicht blos in einzelnen Gedanken und Sentenzen, sondern in der Conception und Composition seiner ganzen Dichtung, und hier galt es nur den Denker Göthe, unabhängig vom Dichter, darzustellen. Daß übrigens das Wort Philosophie hier mehr in dem Sinne der Welt- als Schulphilosophie zu verstehen ist, begreift sich von selbst; indessen gehören Göthe's Ideen, über Kunst und Natur wenigstens, doch auch wirklich zugleich der Schule an, und was ist am Ende auch an aller Schulphilosophie, wenn sie nicht bei dem Leben, selbst erst in die Schule gegangen ist? Der Buchstabe tödtet, der Geist nur macht lebendig! Und: „grau," heißt es in Göthe's Faust, „ist alle Theorie!"

Daß auch der Verleger dieses Werkes, seinerseits Alles gethan hat, es auf eine, des großen Gegenstandes würdige, Weise auszustatten, liegt dem Leser vor Augen, und so hoffe ich denn mit dieser Zusammenstellung der sämmtlichen, in Prosa und Versen ausgesprochenen, („Göthe's Worte," sagt A. W. Schlegel, „haben immer einen goldnen Klang!") einzelnen Ideen, Philosopheme, Reflexionen, Gedanken, Sentenzen und Maximen unseres glorreichen Göthe, eine, nicht blos den zahlreichen Verehrern des unsterblichen Dichters und Weisen, sondern allen Gelehrten, Denkern und gebildeten Lesern, wie Leserinnen, willkommene, ja von Vielen wohl längst gewünschte Arbeit, als ein werthes Seitenstück zu Friedrich Schlegels: „Gedanken und Meinungen

Lessing's", unternommen zu haben. In solcher Hoffnung bringe ich nun diesen köstlichen Reichthum goldener Früchte in silbernen Schaalen, hier meiner edeln deutschen Nation, die von der Vorsehung einmal bestimmt zu seyn scheint, nur in dem Leben ihres Geistes und ihrer Sprache, sich eines gemeinsamen Volksthumes erfreuen zu sollen, mit dem innigen Wunsche dar: daß sich der Theilnehmer recht Viele zu ihm versammeln mögen, die, gleich dem Unterzeichneten, einen unversiegbaren, immer neu und lebendig sich erzeugenden Quell des höchsten geistigen Genusses und der reichsten Belehrung, in dem Studium der Werke dieses großen Landsmannes finden, von dem wir, — um auch dieses Vorwort mit einem seiner Gedanken zu

schließen — wohl mit dem vollsten Recht der Wahrheit behaupten können:

„Ewig wird Er Uns seyn, der Eine, der sich in Viele
„Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt!“

Hamburg im Dezember 1824.

Schütz.

Inhalt des ersten Bandes.

Vorerinnerungen des Herausgebers.. Seite III

Erste Abtheilung.

Göthe's Ideen über das menschliche Leben und die Menschen, im Allgemeinen........... Seite 3
Nro. 1 — 42. Aus den Gedichten.
" 43 — 61. Aus Werther's Leiden.
" 62 — 85. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 86 — 103. Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.
" 104 — 149. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 150 — 166. Aus dem Faust.
" 167 — 174. Aus der Iphigenie.
175 — 183. Aus Tasso.
" 184 u. 185. Aus Egmont.
" 186 — 189. Aus Clavigo.
" 190. Aus Claudine von Villa Bella.
" 191 — 194. Aus Lilla.
" 195. Aus Stella.
" 196 — 214. Aus der natürlichen Tochter.
" 215 u. 216. Aus Elpenor.
" 217 u. 218. Aus dem Groß Cophta.
" 219. Aus den Vögeln.
" 220. Aus Mahomed.
" 221 u. 222. Aus den Mitschuldigen.
" 223 u. 224. Aus Was wir bringen.
" 225. Aus den Fastnachtsspielen.
" 226. Aus den Theaterreden.

Nro. 227 — 233. Aus der Achilleis.
" 234. Aus Herrmann und Dorothea.
" 235 — 238. Aus Reinecke Fuchs.
" 239 — 248. Aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.
" 249. Aus den Briefen über die Schweiz.
" 250. Aus den Fragmenten über Italien.
" 251. Aus der Abhandlung über das Römische Carneval.
" 252. Aus Rameau's Neffe.
" 253 — 259. Aus Winkelmann und sein Jahrhundert.
" 260 — 264. Aus dem Westöstlichen Divan.
" 263 — 317. Aus den Heften über Kunst und Alterthum.
" 318 — 348. Aus Göthe's Lebensgeschichte.

Zweite Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Frauen. ...... Seite 127
Nro. 1 — 5. Aus den Gedichten.
" 6 — 10. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 11 u. 12. Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.
" 13 — 21. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 22 — 26. Aus der Iphigenie.
" 27 — 29. Aus dem Tasso.
" 30. Aus Götz von Berlichingen.
" 31 u. 32. Aus der natürlichen Tochter.
" 33. Aus den Mitschuldigen.
" 34. Aus den Launen der Verliebten.
" 35. Aus Clavigo.

Nro. 36 u. 37. Aus Herrmann und Dorothea.
" 38 u. 39. Aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.
" 40. Aus Rameau's Neffe.
" 41. Aus Winkelmann und sein Jahrhundert.
" 42 u. 43. Aus dem Divan.
" 44. Aus Göthe's Leben.

Dritte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Männer ..... Seite 147
Nro. 1 — 6. Aus den Gedichten.
" 7 — 9. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 10. Aus dem Faust.
" 11 — 16. Aus dem Tasso.
" 17 u. 18. Aus der natürlichen Tochter.
" 19 u. 20. Aus Jery und Bätely.
" 21. Aus den Theaterreden.
" 22 u. 23. Aus Herrmann und Dorothea.
" 24. Aus der Achilleis.
" 25. Aus dem Fragment: die Geheimnisse.
" 26. Aus Göthe's Leben.

Vierte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Gesellschaft und verschiedenen Stände. .... Seite 159
Nro. 1 — 5. Aus den Gedichten.
" 6 — 11. Aus Werthers Leiden.

Nro. 12. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 13 u. 14. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 15 — 18. Aus dem Faust.
" 19 u. 20. Aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.
" 21 — 26. Aus Rameau's Neffe.
" 27 — 31. Aus den Heften über Kunst und Alterthum.
" 32 — 34. Aus Göthe's Leben.
" 35 u. 36. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 37. Aus den Gedichten.
" 38. Aus Göthe's Leben.
" 39 u. 40. Aus Kunst und Alterthum.
" 41. Aus Winkelmann.
" 42. Aus den Gedichten.
" 43 — 47. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 48. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 49. Aus den Gedichten.
" 50 u. 51. Aus Göthe's Leben.
" 52. Aus den Gedichten.
" 53. Aus Göthe's Leben.
" 54. Aus Götz von Berlichingen.
" 55. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 56. Aus den Briefen über die Schweiz.
" 57 u. 58. Aus Werthers Leiden.

Fünfte Abtheilung.

Göthe's Ideen über Jugend und Alter. Seite 189
Nro. 1 u. 2. Aus den Gedichten.
" 3. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 4 u. 5. Aus Göthe's Leben.

Nro. 6. Aus der Achilleis.
" 7. Aus Werthers Leiden.
" 8 — 10. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 11. Aus den Theaterreden.
" 12 — 16. Aus Kunst und Alterthum.
" 17 — 19. Aus Göthe's Leben.
" 20. Aus den Gedichten.
" 21. Aus den Lehrjahren.
" 22. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 23. Aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten.
" 24. Aus Herrmann und Dorothea.
" 25. Aus Tasso.
" 26 u. 27. Aus Göthe's Leben.

Sechste Abtheilung.

Göthe's Ideen über Tod, Selbsttödtung und Grabmähler. .... Seite 203
Nro. 1 — 9. Aus den Gedichten.
" 10. Aus Tasso.
" 11 — 16. Aus der natürlichen Tochter.
" 17. Aus Faust.
" 18 u. 19. Aus den Lehrjahren.
" 20. Aus Claudine von Villa Bella.
" 21 — 23. Aus der Achilleis.
" 24 u. 25. Aus Rameau's Neffe.
" 26. Aus Winkelmann.
" 27. Aus Herrmann und Dorothea.
" 28 — 42. Aus Werthers Leiden.
" 43 u. 44. Aus Göthe's Leben.
" 45 — 50. Aus den Wahlverwandtschaften.

Nachstehende Druckfehler

werden die Leser gebeten, mit der, während des Druckes stattgefundenen, Abwesenheit des Herausgebers von dem Druckort, zu entschuldigen.

Seite 21 Zeile 13 statt: und lies: nun.
— 32 — 3 v. u. st. müßte l. mußte.
— 64 — 1 v. u. st. gedrängtes l. gekränktes.
— 75 — 1 v. u. st. Luppen l. Lumpen.
— 76 — 10 st. treibt's l. treib's.
— 77 — 11 st. fasse l. faßt.
— 78 — 20 st. Qelle l. Quelle.
— 82 — 2 st. War l. Wer.
— 85 — 10 st. lustig l. läßlich.
— 88 — 3 st. häufig l. ruhig.
— 109 — 2 st. Huth l. Hut.
— 119 — 12 st. Sakantala l. Sakontala.
— 129 — 3 st. Baertes l. Laertes.
— 139 — 9 st. haben l. heben.
— 154 — 10 st. Wenn l. Wem.
— 164 — 1 v. u. st. Wunderstreiche l. Wunderdinge.
— 168 — 2 st. Manterie l. Materien.
— 177 — 12 st. dieser in l. in dieser.
— 231 — 14 st. war l. wahr.
— 235 — 9. st. Menschen l. Mensch.

Erste Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

das menschliche Leben und die Menschen im Allgemeinen.

---

1. Ueber das menschliche Leben und die Menschen im Allgemeinen.

1.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleyernd
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise,
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

2.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,

Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette!

3.

Ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal lös't.
Leicht ist's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß

Auf gebesserten Wegen,
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

4.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, Mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl.
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Ach, wer kennt wohl unsre Sinnen?
Wer kennt unser Herz?

Und es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet Alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

5.

Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos,
Nicht dem Blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,

Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.

6.

Ihr kennt den himmlischen Merkur,
Ein Gott ist er zwar von Natur;
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch der Menschen Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.
Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

7.

Gar Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde.

8.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

9.

All unser redliches Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente,
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

10.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

11.

Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feierlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

12.

Gescheidte Leute die finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band,
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

13.

Bei so verworrenem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!
Es giebt der Menschen so viele,
Und es ist der Tag so lang.

14.

Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen,
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Um's Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

15.

Der Alte schlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menschen sind,
Wir schlafen sämmtlich auf Vulkanen.

16.

Du irrest Salomo!
Nicht Alles nenn' ich eitel;
Bleibt doch dem Greise selbst
Noch immer Wein und Beutel.

17.

Das Beste in der Welt
Ist ohne Dank;
Gesunder Mensch ohne Geld
Ist halb krank.

18.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar Nichts davon.

19.

Selten erhaben und groß, und selten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

20.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

21.

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

22.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

23.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund!

24.

Ich sah mich um an vielen Orten,
Nach lustigen, gescheidten Worten;
An bösen Tagen mußt ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen.

25.

Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

26.

Eine Bresche ist jeder Tag
Die viele Menschen erstürmen,
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten sich niemals thürmen.

27.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

28.

Niederträchtigers wird nichts erreicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

29.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

30.

Gesotten oder gebraten!
Er ist an's Feuer gerathen.

31.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt auch der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

32.

Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thust; es sagt dir's erst der andre Tag,
Ob es zum Schaden war dir, oder Frommen.

33.

Du trägst sehr leicht, wenn du Nichts hast;
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

34.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünschen wir uns Langeweil.

35.

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die Viel verdaut.

36.

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böses Muß
Der Sache widrig den Beschluß.

37.

Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

38.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

39.

Sie sagen: „Das spricht mich nicht an!"
Und meinen, sie hätten's damit abgethan.

40.

Das Schicksal spielt
Mit unserm armen Kopf und Sinnen.

41.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir Morgen wie Heut.

42.

Seltsam ist Propheten Lied;
Doppelt seltsam, was geschieht.

43.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am Nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, wo er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?

44.

Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

45.

Man möchte rasend werden, daß es Menschen giebt, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat.

46.

Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben, und das Bischen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

47.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist Manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen andern Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

48.

Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal gewähren kann? Und wo wäre der Mensch, der übler Laune ist, und so brav dabei, sie zu verbergen, sie

allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder, ist sie nicht ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich. —

49.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

50.

Diejenigen sind die Glücklichsten, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herum schleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade herum schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so sein kann! Wer

aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese umzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeicht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; — ja der ist still, und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

51.

Der Schmerzen wären gewiß minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

52.

Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit

dazu. Und so ist der Glücklichste vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

53.

Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abentheuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

54.

In der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattiren sich so mannichfaltig, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

55.

Es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. —

56.

Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere

Eindrücke auf uns macht, als sonst, theils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unsere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind, und also desto schneller einen Eindruck annehmen.

57.

Es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühl's ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort und Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

58.

Die Blüten des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! und doch sind deren noch genug da; und doch — können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, und ungenossen verfaulen lassen? —

59.

Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Wenn aber nur das Kleinod nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

60.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie in diesem Leben nicht entwickeln können, deutet auf eine bessere Zukunft, auf ein künftiges harmonisches Dasein. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in

sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen, wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

61.

Wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

62.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsre Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unsre Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders, wenn wir schon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeiht haben.

63.

Wie oft kommen wir in den Fall, daß ein kleiner Umstand uns veranlaßt, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit

uns entgegen kommt und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen uns endlich ans Ziel bringt, das wir selbst noch kaum in's Auge gefaßt hatten! Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leitung einflößen? —

64.

Wir merken erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

65.

Gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

66.

Wie wenn von Ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuer-Bilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen; so

gehen oft auch in des Menschen Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durch einander.

67.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwickelung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe Jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wäre es um einmal naß werden gethan, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraus hilft, und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

68.

Was ist reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde

anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben nnd Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

69.

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten.

70.

Es geht unsern Vorsätzen, wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts verlangt zu haben.

71.

Wer auch versichert, daß er Jedem seine Art und Wesen gerne lassen wolle, sucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuschließen, die nicht so denken wie er.

72.

Wir wollen, dem Verstande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens thöricht ist. Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung thun.

73.

Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr, als vor dem Verstande. Vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man muß ihn bei Seite schaffen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten.

74.

Menschen wollen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weise erreichen; wie viel Noth hat man, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer ist es, denjenigen, der etwas zu leisten wünscht, zur Erkenntniß der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Vorhaben allein möglich wird.

75.

Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu sein, als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er

lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück.

76.

Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, deß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sei.

77.

Wie glücklich ist der über Alles, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

78.

Alles Uebel kommt aus dem Mißverstand.

79.

Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und Andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen

hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er Andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe, und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art, außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. —

80.

Es ist eine schauderhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch, mit Bewußtsein, auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Uebergänge sind Crisen, und ist eine Crise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels.

81.

Ach! wie unbedeutend erscheint dem Menschen in leidenschaftlichen Augenblicken Alles was ihn umgiebt, Alles was ihm angehört!

82.

Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberschiffchen, vor uns sich hin und wieder bewegen, und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben.

83.

Ach! Warum erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind; wir wähnen einer Heimath näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.

84.

Es giebt Menschen, von denen, wenn man sie über die Welt sprechen hört, man glaubt, sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zuge-

hört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn sie dagegen mit Leuten umgehen, sieht man in ihnen gleich das erste, groß geborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt, und sie treuherzig als seines Gleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

85.

Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten Jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

86.

Der Mensch darf sich selbst für das Beste halten, was Gott und die Natur hervorgebracht haben.

87.

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Dein Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

88.

Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen, und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

89.

Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind, und wenn auch weiter Nichts dabei heraus käme.

90.

Welchen Weg müßte die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche mensch-

menschlich zu seyn! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dies zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind die Menschen selten fähig; öfter des Guten.

91.

Die Frommen haben innigern Zusammenhang als die Bösen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer so wohl geräth.

92.

Wer schnell aus einem Zustande in den andern übertritt, fühlt sich wirklich in einer Art von Taumel. Die Erde scheint sich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal in's Finstere tritt.

93.

Sehröhre haben durchaus etwas Magisches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurch zu schauen, wir würden jedesmal, wenn wir sie vor's Auge nehmen, schaudern und erschrecken. Wir sind es, die erblicken, und sind es nicht. Ein Wesen ist's, dessen Organe auf höhere Stufe gehoben, dessen Beschränktheit aufgelöst, das ins Unendliche zu reichen, berechtigt

ward. Belauschen wir z. B. Weitentfernte durch ein solches Mittel, sehen wir sie harmlos, unschuldig vor sich hin, als einsam, unbeobachtet, handeln; so kann es uns wirklich bange werden, sie möchten uns entdecken, und wegen verrätherischer Zudringlichkeit beleidigt, zürnen.

94.

Der Mensch hat gar eine eigene Lust, Proselyten zu machen: dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich, in Andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt, und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Fürwahr, wenn dies auch ein Egoismus ist; so ist er der liebens- und lobens-würdigste; derjenige der uns zu Menschen gemacht hat, und uns als Menschen erhält.

95.

Ein Kind, das, Almosen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geschrieben sind, weisen wir nicht leicht ab; und es kommt auf den Augenblick an, besonders, wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung ist, ob wir nicht mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unsere sonstige Weise, gerade diese Nummern stark besetzen.

96.

Es ist Nichts natürlicher, als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsre Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß, als da, wo man erst schwindeln muß.

97.

Den Menschen ist nicht zu helfen und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheit anzutasten, und Niemand fragt uns jemals: ob du glücklich oder unglücklich bist? Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist du unter ihnen nichts nütze. Unterhaltender sind sie noch minder, als die starren Felsen; denn diese sind wenigstens nicht zu begreifen.

98.

Aller Anfang ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht und die letzten Stufen werden am Schwersten und Seltensten erstiegen.

99.

So lange wir allein sind, bilden wir uns ein, das Betrachtungswerthe sey unendlich; hat man aber eine Weile gesprochen, und zwar recht von Herzen, so sieht man, wie geschwind sich das Alles erschöpft. Nichts ist unendlich als die Albernheit.

100.

So groß der hohe Werth des Grundbesitzes und aller auf den Boden gegründeten Verhältnisse von Eltern-, Kindes-, Bürger- und Vaterlands-Liebe, als der eigentlichen Grundfeste alles Daseyns und als das Erste und Beste, was dem Menschen werden kann, auch ist; so bestehen die Meisten und Höchsten Güter, doch in dem, was er thut und leistet, also im beweglichen und in dem, was durch das bewegte Leben gewonnen wird.

101.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus.

Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

102.

Eine wandernde Thätigkeit findet sich nun unter den Menschen überall. Von der Schiffahrt nicht einmal zu reden, sieht man große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen; ganze Völker sich vor einander hertreibend, sind von Nordosten nach Südwesten gewandert, ja Gott der Herr selbst hat dem Menschen den Anlaß zum Wandern gegeben, indem er, den Babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Dieser Seegen ist nun auf alle Geschlechter übergegangen, und in allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft erblickt man fortwährend zahlreiche Wanderer als Studenten, Naturforscher, Reisende (nach den verschiedenen Gattungen, wie sie uns Yorik gar zierlich auseinander setzt) Handwerksburschen, Marktbauern, Krämer, Kaufleute, Juden (als dasjenige Volk, was sich den Seegen des ewigen Wanderens vor allen Andern zugeeignet hat, und von dem weder Gutes, noch Böses zu sprechen ist), Künstler, Professoren, (die von einer Universität auf die andere beru-

fen werden), Missionarien, Pächter (die von einem Gute auf das andre ziehen), Staatsbeamte (die von ihrer Regierung aus einer Provinz in die andere versetzt werden), Soldaten, Gesandte, und selbst wandernde Fürsten, entweder in guter Absicht, wie Kaiser Hadrian, oder in schlimmer, wie sämmtliche Eroberer, oder in gar keiner, wie die von Letztern Vertriebenen.

Anmerkung. Auf diese Ansichten gründet sich die in Wilhelm Meisters Wanderjahren, von Göthe dargestellte Idee eines „wandernden Bandes" zusammenhängend mit der in eben diesem Werke entwickelten Idee einer „Pädagogischen Provinz" worüber die Abtheilung von Göthe's Ideen über Erziehung das Weitere enthalten wird.

Der Herausgeber.

103.

Eins bringt Niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu, ein Mensch sei; die Ehrfurcht. Allen fehlt sie, denn der Natur ist wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich. Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Zur Ehrfurcht entschließt sich der Mensch ungern oder vielmehr nie. Es ist ein höherer Sinn der seiner Natur ge-

geben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten hat. Nun giebt es aber eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht, nehmlich die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, vor Gott; vor dem, was uns gleich ist, vor dem Menschen, und vor dem was unter uns ist, vor der Erde.

Anmerkung. Auf diese drei Ehrfurchten gründet Göthe seine in Wilhelm Meisters Wanderjahren vorgetragene Religionslehre. S. die Abtheilung seiner Ideen über Religion.

Der Herausgeber.

104.

Wir spielen mit Voraussetzung, Ahnungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn Alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

105.

Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß, gegen das, was zu gewinnen ist! wie schwer, den Zweck zu wollen, und die

Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es seinen Ursprung eigentlich nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht, als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der andre verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.

106.

Was einem jeden Menschen gewöhnlich begegnet, wiederholt sich mehr als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung giebt. Character, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem jeder Mensch, wie in einem Elemente, in einer Atmosphäre, schwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen, über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

107.

Es giebt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich sein will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in grossen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr, als des Vaters gedenkt.

108.

Wir sind wunderliche Menschen. Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sei es gethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind.

109.

Es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch

den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

110.

Der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter. In diesem Sinn behandelt er alles, was er außer sich findet; seine Weisheit, wie seine Thorheit, seinen Willen, wie seine Willkühr leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

111.

Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn, oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches, gewöhnliches Leben immer so forttreiben.

112.

Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise

gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheuere ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; Jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, woran eine ungeheure That geschehen, Jedem furchtbar, der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

113.

Der Glückliche ist nicht geeignet Glücklichen vorzustehen; es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

114.

Auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet, und der Glaube für sie ganz allein lebendig.

115.

Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, ist es doch auch etwas Aehnliches, wie mit dem der

Liebe. Man erkennt nur erst das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an Einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.

116.

Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, besonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am eifrigsten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade, was wir am meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkühr thun; so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles.

117.

Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf in's Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß, ein Rad und gelangt durch diesen

unangenehmen Zufall, zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können.

118.

Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige, sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen.

119.

Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraus sagen, was sie thun werden.

120.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.

121.

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

122.

Säen ist nicht so beschwerlich als erndten.

123.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heran leiten möchten.

124.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

125.

Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

126.

Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen.

127.

Niemand ist mehr Sclave als der sich für frei hält, ohne es zu sein.

128.

Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei!

129.

Gegen große Vorzüge eines Andern, giebt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

130.

Es ist was schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.

131.

Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.

132.

Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

133.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

134.

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind.

135.

Thoren und gescheute Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und die Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

136.

Durch Nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden. Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der, auf eine unschädliche Weise, für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.

Der

Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

137.

Es ist mit den Geschäften, wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen.

138.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

139.

Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

140.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich.

141.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht

wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

142.

Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

143.

Gewisse Mängel sind nothwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

144.

Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

145.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche, die den andern eher schmeicheln als sie verletzen.

146.

Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen.

147.

Das Jahresmährchen wiederholt sich immer von vorn. Der Frühling ist sein artigstes Capitel, Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften und Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen. Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist; warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem Vergangenen so, und nirgends auffallender, als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch ist nichts so flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht Seinesgleichen zurücklasse.

Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegen drängt.

Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigal noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße.

148.

Indem uns das Leben fortzieht, glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Thätigkeit, unsre Vergnügen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind.

Wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Gesinuungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert sein, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte, sich manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt, seinen Genuß zu befestigen; so wird jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschlossene eröffnen.

Ganze Zeiträume gleichen diesem Vater und Sohn. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren; davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher Schlösser, werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man

so auf Reisen das ansieht, sollte man glauben, der allgemeine Friede sei befestigt, und das goldene Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen. Wer könnte wünschen aus diesem in einen andern, in den vorigen Zustand zurück zu kehren?

Indeß jeder Zustand hat seine Beschwerlichkeit, der beschränkte sowohl, als der losgebundene. Der letztere setzt Ueberfluß voraus und führt zur Verschwendung. So bald der Mangel eintritt, sogleich ist die Selbstbeschränkung wieder gegeben. Menschen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt sind, führen schon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit sie ihrer Erzeugnisse sicher seien, daraus entsteht nach und nach eine neue Ansicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und selbst der Vielbesitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müssen. Es ist möglich, daß der Sohn eines Gutsbesitzers, die sämmtlichen Parkanlagen vernachlässigt, und sich wieder hinter die ernsten Mauern und unter die hohen Linden seines Großvaters zurückzieht.

149.

Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf,
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen!
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinngem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert,
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

150.

Der kleine Gott der Welt, bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag,
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt' Gott ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht es doch allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein,
Er scheint wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
Allein in jeden Quark begräbt er seine Nase.

151.

Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält.
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?

152.

Das ist deine Welt!
Das heißt eine Welt!

153.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

154.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er, um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

155.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath strebt.

156.

Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn,
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

157.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſ're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

158.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist uns der Schalk am wenigsten zur Last,
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Darum giebt Gott ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen,
Doch Ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

159.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,

Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl' der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

160.

Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren.

161.

Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

162.

Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

163.

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

164.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.

165.

Alles was entsteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.

166.

Frei athmen macht das Leben nicht allein,
Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

167.

Wenn das Geschick dem Menschen frohe That bescheret,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet
Daß er sein Reich vermehrt, die Grenzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn!
Dann mag er danken! Denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.

168.

Der Menschlichkeit und Wahrheit Stimme, hört
ein Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. —

169.

Betrüglich schloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide sind Gesellen.

170.

Wir fassen ein Gesetz begierig an
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient.

171.

So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

172.

Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der Andre hört von Allem nur das Nein.

173.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entschuld'gung nie.

174.

Durch stille Thäler fortzuwandern, mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth, und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von Außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

175.

Die Menschen fürchtet nur wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

176.

Wie wenig ist man!
Und was man ist, das blieb man Andern schuldig.

177.

Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn,
Mit unschätzbaren Gütern lehret uns
Verschwenderisch die Noth gelassen spielen:

Wir öffnen willig unsre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entschlüpfe.
Mit diesem Kuß vereint sich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es ist
Erlaubt, das holde Zeichen unsrer Schwäche,
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?

178.

Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

179.

Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht

Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg,
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

180.

Die Dichter sagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft.

181.

Wenn ganz was Unerwartes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

182.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieser ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung Andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gedrängtes Herz erholt sich schwer.

183.

183.

Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird doch unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen.

184.

Der Schelm sitzt überall im Vortheil. Auf dem Armensünder=Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protocoll abzuschreiben gehabt, wo der Commissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Denn wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erst recht sachte weg, und der Gefangene ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt Alles geradezu, was ein Verständiger verbärge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widersprüchelchen erscheinen will; da knüpft er seinen Strick an, und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille, einen Umstand verschwiegen hat, auch

wohl irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen; dann sind wir auf den rechten Weg! Und mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehn.

185.

Es ist wunderbar, auch ein Mensch der sich über Vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. —

186.

Wir sind nicht klein, wenn Unstände uns zu schaffen machen; nur wenn sie uns überwältigen.

187.

Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn Alles im Gleise ginge. Man hätte nichts sich zu verwundern, nichts die Köpfe zusammen zu stoßen, nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

188.

Auch die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen.

189.

Es ist kein Mensch so klug, daß er nicht eben toll bei der gemeinsten Sache werden könnte.

190.

Mancher Mensch ist der Eymer, den das Schicksal in den Brunnen wirft, um andre heraus zu ziehen.

191.

Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt, klug zu werden.

192.

Es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, was man stufenweise zu thun fähig wird.

193.

Die meisten Menschen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Tasche noch
Das bischen Geld verwahrt,
Ach! da ist Alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näschereien,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen;
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrst du? —
Und das Herz ist unersättlich!
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf,
Doch ist für eine dieser Siebensachen,
Die Baarschaft erst vertändelt,
Dann Adieu ihr schönen Wünsche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seid ihr gekrochen;
Kind, geh nach Hause!

194.

Die Gegenwart des Elenden ist dem Glücklichen zur Last, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

195.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt.
Und ewig wiederholend strebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzustellen.

196.

Die Trauer wird durch Trauren nicht herber,
Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß.

197.

Wie schaal und abgeschmackt ist doch das Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben nur
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck uns endlich lohnt!

198.

Möglich scheint
Fast Alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen, wie von außen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen.

199.

In abgeschloss'nen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemess'nen Räumen,

Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maaß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

200.

O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken banget.

201.

Was geschehen soll,
Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

202.

Des Uebels Quelle findest du nicht aus,
Und aufgefunden, fließt sie ewig fort.

203.

Die Wahl ist schwerer, als das Uebel selbst,
Die zwischen zweien Uebeln schwankend bebt.

204.

Der Glückliche nur fühlt sich Werth und Kraft.

205.

Die rohe Menge
Starrt und staunt, und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich: so endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig sie begonnen.

206.

Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daß, bei dem größten Uebel, noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht Alles rauben könnt?

207.

Selbst für das schwerste, edelste Bemühn
Wird so viel Freude nicht dem Menschen, als Natur
Mit einem einzigen Geschenke leicht gewährt.

208.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

209.

Fürchterlich
Ist einer, der nichts zu verlieren hat!

210.

Willkommen scheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er schweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuschung Raum in unserm Herzen giebt.
Der ausgesprochne Jammer ist verhaßt.

211.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz, und bildet ihn
Nur immer schöner, liebenswürd'ger, aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch, wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heischt, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwei Welten sind es, die
Gewaltsam sich bekämpfend, uns bedrängen.

212.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?

213.

Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf sich selbst, und muß sich selbst verbürgen.

214.

Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire Jeder hoch.
Wie selten öffnet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein Jeder ist für sich besorgt. Unsinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.

215.

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh' sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,

Wie ein Kranker bang' sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich auf's Haupt ihm, schlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken,
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Ziehet sich, von bösem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.

216.

Man kann von den Menschen nichts verlangen, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; man macht sich unversöhnliche Feinde, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will. Alle vorzügliche Menschen waren und sind nur Marktschreier; klug genug ihr Ansehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.

217.

Jeder mag lieber befehlen, als dienen, lieber sich

tragen lassen, als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sich ändern wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird läugnen: daß es in seinem Herzen eben so bestellt sei.

218.

Vernünftige Leute können sich unter einander am wenigsten vertragen.

219.

Die Sterblichen sind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterschied.
Doch Geister giebt's, begünstiget vom Himmel,
Die durch sich selbst sind, Alles sind und nichts
Dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt. — —

220.

Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

221.

Es bessert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Luppenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

222.

Das einzige, was ich nicht vertragen kann, ist die Langeweile.

223.

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämm'rung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.

224.

So ist die Eitelkeit der Welt!
Ist keines Reich so fest gestellt,
Ist keine Erdenmacht so groß,
Fühlt Alles doch sein Endeloos.
Drum treibts ein Jeder, wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!
Der Hoh' stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein Jeder wohl gemacht.

225.

Die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns Niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

226.

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.

227.

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Gestrigen Ereignens denkt's nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ist's verloren,
Selbst im Augenblicke greift es roh zu;
Fasse, was ihm begegnet, eignet's an sich,
Wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge, höhrem Nutzen.
Dieses tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbst ein Beispiel, wenig will es frommen;
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit rohem Tasten in den Tag hin.
Möchten sie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen,
Wär' es gut für alle; solches wünscht' ich.

228.

Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle sitzend und Speise die Fülle genießend,
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt, dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephaistos dem König geschaffen;
Damals war beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber,
Neid und Herrschsucht, und Wunsch des unbedingten Besitzes,
Weit vertheileten Guts, der Herden, so wie des Weibes,

Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer ins
Haus bringt.
Und wo rastet der Mensch von Müh' und gewaltigem
Streben.
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit schicklicher Furche durch-
ziehet?
Ueberall sind Gefahren ihm nah, und Tyche, der
Moiren
Aelteste, reget den Boden der Erde so gut als das
Meer auf.
Also sag' ich dir dies: der Glücklichste denke zum
Streite
Immer gerüstet zu sein, und Jeder gleiche dem
Krieger,
Der von Helios Blick zu scheiden nimmer bereit ist.

129.

Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die
schmeichelnde Göttin,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen,
Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage
durchwallen,
Ihr verschließt sich nicht der Olymp, ja selber des
Aïs

Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichlerisch andrängt.

230.

Jegliche Rede,
Wie sie auch weise sei, der erdegeborenen Menschen,
Löset die Räthsel nicht der undurchdringlichsten Zukunft.

231.

Der Thränen Gabe, sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

232.

Die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.

233.

Es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst das Uebel mir verhaßt ist.

234.

In der Welt geht's immer so zu. Dem Glücklichen sagt man:
Bleibet lange gesund! er findet Freunde die Menge.
Aber, wem es übel geräth, der mag sich gedulden!

235.

Aber das Geld begehren sie nur. Und wäre die Sache
Noch so krumm, ich mache sie grad' mit guter Bezahlung.
Bringst du Geld, so findest du Gnade; so bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren sich zu.

236.

So sind die Menschen fürwahr, und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

237.

Jedes Phänomen, so wie jedes Factum ist an sich eigentlich das Interessante. War es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.

238.

Die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute, wie das Böse.

239.

Wie wir manchmal in der Komödie eine Zeitlang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt: so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umständen begleitet sein.

240.

Wir sind nur herrschsüchtig in so fern wir auch Menschen sind; denn was heißt herrschen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigne Weise, ungehindert thätig zu sein, seines Daseins möglichst genießen zu können. Dies fordert jeder rohe Mensch, mit Willkühr, jeder gebildete mit wahrer Freiheit und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Gesetze eben so gut zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als das, was man ererbt hat.

241.

Ich wünschte, daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen alles zusammen gedrängt, alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer darunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun.

242.

Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu

häufen suchen; denn die Thätigkeit ist das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung.

243.

O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die Eurigen unaufhaltsam losdringen? Könnt ihr so nicht an euch selbst arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

244.

Thiere sind nur Zerrbilder des Menschen. Ein Reisender erzählt von der Stadt Graitz: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halbalberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

245.

Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann; so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

246.

Dem wohldenkenden Menschen kommt nur dann etwas scandalös vor, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen, bemerkt. Davon wendet er sein Auge weg; findet dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig, und verweilt besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen, bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner

Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

247.

Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist; so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkührlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind.

248.

Falsche Namensverwandtschaften unterhalten oft den Begriff eines falschen Verhältnisses, und es ist Pflicht, jedem Irrthum und Mißverständniß so viel als möglich vorzubeugen, und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

249.

Wenn uns im römischen Carneval während des Laufs dieser Thorheiten, der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Dasein zu danken haben, wenn eine Baubo auf

öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebährerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht, oder unter der Maske, vom Balkon, oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße, nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint; so bemerken wir: daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die hier vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurück lassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüstern ängstlich-süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

250.

Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr ist ganz Eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtstuhl zu gehn. O stercus pretiosum! Das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen.

251.

Leider ist das Vergangene, selbst das kaum Vergangene, für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unsrer Vorfahren einsehen lernen; so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation überlassen bleibt.

252.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her, und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Daher bleibt auch die

Religion des Fürsten, in gewissem Sinne immer die herrschende eines Staates.

253.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Aetna hinauf schleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbraut? Es kann nichts schrecklicher sein, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft Römisch-Gesinnten ein Greuel.

254.

Wir können nach unsrer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unsrer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns zu völliger Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der

zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach Außen zu, und da Brüche finden, wo wir nach Innen eine ganze Zahl zu sehen glaubten. So bleibt jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über Alles zu schätzen wissen, und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Partheyen getheilt, ihre eigne Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern soll man, da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe, festhalten, Alles darauf beziehen, deshalb Alles wirken, entbehren, dulden und opfern, das wird geschätzt. Abfall dagegen bleibt verhaßt; Wankelmuth wird lächerlich.

255.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch.

Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß, als der Gegenstand des Briefes. Was uns freuet oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich vom Herzen los und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes, sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.

256.

Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen, kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch, schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein.

257.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine, jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an, die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden, ein Ganzes zu bilden; so haben vorzügliche Geister

öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurück zu ziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach Innen bezüglich, zu leisten. Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig, zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt, die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern; so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete, leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit. Auf die beiden Erstern sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als einem großen schönen würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es empfinden könnte, als an sein

Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient aller Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Cometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere fast bei jeder Betrachtung in das Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, wieder auf einen beschränkten Punkt zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung. Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung der Einsichtigen, die Verzweiflung der Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eignen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, des eignen und mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nehmen, mit allem Sinn, aller Neigung und Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das was geschah, hatte für sie den einzigen Werth; für uns scheint nur das was gedacht oder empfunden worden, Werth zu haben.

Ihre Dichter lebten in der Einbildungskraft, ihre Geschichtschreiber in der politischen, ihre Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am Werthesten geachtet, und alle seine Verhältnisse zur Welt, mit so großem Sinne dargestellt, als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen, aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt, denn wie ein gesunder Körper, so vermag auch ein gesunder Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen.

258.

Diese Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes, führt unmittelbar zu der Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst; jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke,

die Ergebung in ein übermächtiges Schicksal, die, in dem hohen Werthe des Nachruhms, selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft, gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winkelmanns Handlungen und Schriften hervor, und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neuern Religions-Gesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen, muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Partheien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm, der ein gründlich geborner Heide war, völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

259.

Das Leben ist ein Gänsespiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel
Wo Niemand gerne stehet.

260.

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen,
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

261.

Ueberall will Jeder oben auf sein,
Wie's eben in der Welt so geht;
Jeder sollte freilich grob sein,
Aber nur in dem was er versteht.

262.

Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat Niemand Gewissen, als der Betrachtende.

263.

Ein Theil der Menschen läßt sich in dem Weltgewebe als Zettel, der andre als Einschlag betrachten.

trachten. Jene geben eigentlich die Breite des Gewebes an, diese dessen Halt, Festigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen bestimmt die Länge, dem sich dann das Uebrige alles zusammen unterwerfen muß.

264.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

265.

Der Haß ist ein actives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

266.

Die Klugen haben mit einander Viel gemein.

267.

Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein Andrer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte sagen sollen.

268.

Man darf nur alt werden, um milder zu sein. Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

269.

Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deshalb suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar uns zu verbrennen.

270.

Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

271.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts;
So heißt es: thue selbst, was rechts.

272.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

273.

„Sag nur, warum du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?“
Die Menschen bemühen sich alle
Unzuthun, was gethan ist.

274.

Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrthum befangen ist, als eines das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

275.

„So still und so sinnig!
Es fehlt dir was, gesteh' es frei.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir ist nicht wohl dabei!

276.

Es hat mit manchen Dingen eine Beschaffenheit, wie mit dem Meer, dem man unterschiedentliche Namen giebt, und es ist doch endlich alles gesalzen Wasser.

277.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

278.

Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt sein soll.

279.

Nicht überall, wo Wasser ist, sind Frösche, aber, wo man Frösche hört, ist Wasser.

280.

Der Müller denkt, es wachse kein Waizen, als damit seine Mühle gehe.

281.

Der Schmutz ist glänzend, wenn die Sonne scheinen mag.

282.

Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

283.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

284.

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

285.

„Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?“
Manchen hält man für fett,
Er ist nur geschwollen.

286.

Giebt's ein Gespräch? wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger versteckt.
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.

287.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

288.

Manche Menschen peitschen den Quark, ob nicht etwa Creme daraus werden wolle.

289.

Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch, sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Ein trauriges Beispiel ist Bürger.

290.

Jedermann hat seine Eigenheiten, und kann sie nicht los werden; und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zu Grunde.

291.

Ein lustiger Gefährte ist ein Rollwagen auf der Wanderschaft.

292.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein,

was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

293.

Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder aber, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

294.

Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen, daher der Genuß im Tabackrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

295.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

296.

Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht sein; der gleichgültige macht uns lange Weile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

297.

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

298.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine zeitlang fort, statt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falsche herein, das genügt der Welt und so sind Jahrhunderte bethört.

299.

Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

300.

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

301.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

302.

Wenn ich irre, kann es Jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

303.

Nicht jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

304.

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

305.

Ausgezeichnete Personen sind in einer Hinsicht übler dran, als andre, da man nehmlich sich mit ihnen nicht *vergleicht*, so *paßt* man ihnen *auf*.

306.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen müßte.

307.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

208.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum, und glaubt er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

309.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,

Kommen wir wieder in's Freie,
Doch, da ist's gar zu weit und breit,
Nun suchen wir in kurzer Zeit,
Irrgang und Berg auf's neue.

310.

Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

311.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen fort, und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.

312.

Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz, nun tritt noch der böse Wille hinzu, der alles entstellt.

313.

Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe, zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

314.

„Warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?"
Das Thun interessirt,
Das Gethane nicht.

315.

Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn die Frösche sämmtlich Zähne hätten.

316.

Die Weisen und die Leute.

Epimenides.

Kommt Brüder! sammlet euch im Hayn,
Schon drängt das Volk, es strömt herein,
Von Nord, Süd, West und Osten,
Sie möchten gern belehret sein,
Doch soll's nicht Mühe kosten.
Ich bitt' euch, haltet euch bereit,
Ihm derb den Text zu lesen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger soll't uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Wesen.
Sagt! — Ist die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo sie noch nicht gewesen
Das wäre Schade gewesen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir ist's nicht leid;
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein, was ist Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannst du so dich quälen!
Geh' in dich selbst! Entbehrst du drin
Unendlichkeit in Geist und Sinn,
So ist dir nicht zu helfen.

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu belfen! —
Der Denker denkt vom Huth zum Schuh,
Und ihm geräth, in Blitzes-Nu,
Das Was, das Wie, das Beste.

Die Leute.

Haus't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage deine Gäste. —
Denn, siehst du, ich gestehe dir:
Das artige Wesen, das, entzückt,
Sich selbst und andere gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann sich von dir nicht trennen,
Es kommt auf dich, du Körper an!
Hast du dir leiblich wohl gethan,
Wird sie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was ist der sogenannte Geist?

Cleobulus.

Was man so Geist gewöhnlich heißt,
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind das zag't nicht;
Mit seinem Pfennig springt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Beckers Laden.

Die Leute.

Sprich, wer Unsterblichkeit beweist?

Aristipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne fest,
Der liebe Gott wird weifen.

Die Leute.

Ist's besser thörig oder klug?

Demokrit.

Das läßt sich auch begreifen.
Hält sich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weise.

Die Leute.

Herrscht Zufall blos und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleise.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergötz' am Augentrug den Blick;
Hast Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Ist uns're Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen,
Nur halte deinen Willen fest,
Und gehst du auch zu Grund' zuletzt,
So hat's nicht viel zu sagen.

Die Leute.

Kam ich als böse schon zur Welt?

Pelagius.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachtest aus der Mutter Schoos
Fürwahr ein unerträglich Loos,
Gar ungeschickt zu fragen.

Die Leute.

Ist Beſſ'rungstrieb uns zugesellt?

Plato.

Wäre Beſſ'rung nicht die Lust der Welt,
So würdest du nicht fragen.
Mit dir versuch' erst umzugeh'n,
Und kannst du dich nicht selbst versteh'n,
So quäl' nicht and're Leute.

Die Leute.

Doch herrschen Eigennutz und Geld!

Epictet.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So sag', was uns mit Recht gefällt,
Eh' wir auf immer scheiden?

Die Weisen.

Mein erst Gesetz ist, in der Welt
Die Frager zu vermeiden!

317.

Es giebt viele Menschen, denen das Leben kein Resultat giebt, und die sich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicher Weise haben manche dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann.

318.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge in's Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes: es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen, und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der

Vierte, nach einer Jagdpartie, unter seinen Bauern sich in ihrem Incognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß.

319.

Selbstische Menschen sind wohl zugleich auch gut: es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

320.

Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

321.

Niemanden kann seine eigne Gestalt zuwider sein, der Häßlichste, wie der Schönste, hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt, und sich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß Jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte.

322.

Der Mensch mag sich wenden wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat.

323.

Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!

324.

Die Welt ist nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

325.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt.

326.

Je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je Eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann, bei der Constitution der unsrigen, bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen.

327.

Wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sei nun, daß er sich so zartfühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige, aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden.

328.

Es ist immer ein Unglück, in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theil-

nahme gelockt, uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel, sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen.

329.

Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen; so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen.

330.

So ist's in der Welt, wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.

331.

Unsere Narrheiten bezahlen wir gar gerne selbst, zu unsern Tugenden sollen andere das Geld hergeben.

332.

Man ist schon halb gerettet, wenn man, aus traurigster Lage im fremden Land, einen hoffnungs-

vollen Blick in die gesicherte Heimat zu thun, aufgeregt wird; so genießen wir disseits auf Erden, was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

333.

Es ist wundersam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längstvergangenen, mit sich trägt und schleppt; muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's dann freilich gefallen lassen, meist allein zu gehen, oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

334.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur in so fern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird, sie drückt Besitz und Wunsch zugleich aus, den Besitz eines zärtlichen Herzens, und den Wunsch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin. Das Sehnsüchtige das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt, und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen und er suchte deshalb die volle, endliche Befriedigung.

335.

Welch ein wunderliches Wesen ist doch der Mensch, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, blos aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf eine besondere Weise zuzueignen.

336.

Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte, und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einst mit Sakantala und geht es uns mit bedeutenden Menschen nicht gleicher Weise?

337.

Welch ein frühwissendes und spätübendes Geschöpf ist doch der Mensch!

338.

Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller

übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt; so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig sein. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenn' ich seine Vorgänger, so werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

339.

Freche Verwegenheit hat das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut, weil sie in Erstaunen setzt, erzählt aber, erscheint sie uns beleidigend und widerlich.

340.

Einmal kann man sich auf seinem Wege den Menschen doch nicht völlig entziehen, was sie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, sie reißen uns doch zuletzt von unsern ernstlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern.

341.

Vielleicht hätte man vielmehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich wechselsweise gerade heraus spräche, was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erste und letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

342.

Der Mensch macht sich, im Gange der alles verändernden Zeit, so schwer los von dem, was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert. Die christlichen Kirchen halten noch immer an der Basilikenform, wenn gleich die Tempelgestalt dem Cultus vielleicht vortheilhafter wäre. Wissenschaftliche Anstalten haben noch das klösterliche Ansehn, weil in solchen frommen Bezirken die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtssäle der Italiener sind so weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu sein, wo sonst Recht gesprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erste Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zusammen schlug?

Durch den ungeheueren Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten, und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

344.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden; so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurück gewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein!“

345.

Man muß die Menschen nur mit dem Centnergewicht, keinesweges mit der Goldwage wiegen, wie es, leider, sogar oft Freunde untereinander, aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

346.

Wenn man sich einmal in die Welt macht, und sich mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird.

347.

Es ist tröstlich, daß der Mensch noch immer Humor genug hat, sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

348.

Herder hat den schönen Traumwunsch der Menschheit: daß es dereinst besser mit ihr werden solle, gewiß trefflich ausgeführt. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Huma-

nität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde.

Zweite Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Frauen.

---

2. Ueber die Frauen.

1.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.

2.

Du verklagst das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann.

3.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüte stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

4.

Ohne Wunder findet sich, bei Wandrern,
Oft ein sehr erklärliches Erstaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

5.

Glauben, das man schön sei,
Dächt' ich, ist erlaubt.

6.

Kein Mann ist im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das sich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die sich ein reines gutmüthiges Herz erschafft, es ist nichts Himmlischers, als ein weibliches Wesen, das sich dem geliebten Manne hingiebt!

7.

Die Weiber sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn sie verdienen, Weiber zu heißen, und alle diese Vorzüge legen sie den Männern zu Füßen, sobald sie lieben, sobald sie hoffen, Gegenliebe zu erwerben.

8.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

9.

Ein Frauenzimmer muß sein Wissen heimlicher halten, als der Calvinist seinen Glauben im katholischen Lande.

10.

Wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

11.

Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern.

12.

Niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

13.

Frauen sollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigener Art und Weise, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme. Eine wichtigere Ursache ist noch die: weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

14.

Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein, und will allein sein. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach; denn von Jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich Ihresgleichen hervorzubringen.

15.

Verheirathete Frauen, wenn sie sich auch unter einander nicht lieben, stehen doch stillschweigend miteinander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß.

16.

Frauen sind unüberwindlich, wenn sie verständig sind, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man ihnen nicht weh' thun mag, und ahnungsvoll, daß man erschrickt.

17.

Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Beobachtet man selbst eine alte Dame, die einen schönen Fuß hat, im Gehen; noch immer möchte man ihren Schuh küssen, und die zwar etwas barbarische aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

18.

Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

19.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

20.

Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase, zu einem tête à tête, wenn er wüßte, daß den Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten.

21.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch Jedermann.

22.

Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng=gebunden ist des Weibes Glück!

Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!

23.

Nicht herrlich, wie die der Männer, aber nicht unedel sind die Waffen eines Weibes.

24.

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt.

25.

Ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit, und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich;
Allein ein Weib bleibt stät auf Einem Sinn
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie im Guten wie im Bösen. —

26.

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches

Nur Er an die gewalt'ge Heldenbrust?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd,
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Muthigste begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überschleicht,
Wie unversehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein gepriesen? Der allein,
Der, einen sichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzustreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend säub're?
Ist nichts den Frauen übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde sein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen.

27.

Gar viele Dinge sind in dieser Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt,
Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,

Ein andrer, den man mit dem Höchstverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragst du mich nach diesen beiden Schätzen;
Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.

28.

Willst du genau erfahren was sich ziemt;
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

29.

Es strebt der Mann nach fernen Gütern,
Und solches Streben muß gewaltsam sein.
Er wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Indeß das Weib ein einzig und beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchte,
Und wünschen, daß es ihr beständig bleibe.

Die Frauen sind von keinem Männerherzen sicher,
Das noch so innig ihnen sich ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die gleichwohl der Mann
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In ihren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Und wenn der Männer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
Das Alter oder Krankheit Frauen überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern nicht die Männer lüstern machte:
Dann wär' den Frauen wohl ein schöner Tag erschienen,
Sie feierten dann ihre goldne Zeit.

30.

Scheltet die Weiber! Der unbesonnene Spieler zerbeißt und zerstampft die Karten, die ihn unschuldi-

ger Weise verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was seid denn ihr, um von Wankelmuth zu sprechen? Ihr, die ihr selten seid, was ihr sein wollt, niemals, was ihr sein solltet. Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Absätze verächtlich zurückstoßen.

31.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menschen Herz bestürmen. Wenn der Mann,
Sein Aeußeres, in solchem Fall, vergißt,
Nachläßig oft sich vor die Menge stellt,
So wünscht ein Weib noch Jedem zu gefallen,
Durch ausgesuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor Andern zu erscheinen.

32.

Wenn Tugend, wenn Verdienst den Tüchtigen
Nur langsam fördern, wenn er still entsagend
Und kaum bemerkt, sich andern widmend, strebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel.

Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!
Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm.

33.

Ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein Bischen hübsch, gleich steht man Jedem an;
Da summt uns unser Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl diese Feuerprobe?
Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch gern aufs
Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal führt euch der Henker
fort.
Wenn's was zu naschen giebt, sind alle flugs beim
Schmause;
Doch macht ein Mädchen Ernst, so ist kein Mensch zu
Hause,
So geht's mit unsern Herrn in dieser schlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.

34.

Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert, rothe
Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunk'ne Locken
hangen

Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glüh'n, und bei des Körpers schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.
Die Wollust, dies zu sehn, was überwiegt wohl die?

35.

Mädchen sind eine wunderliche Nation: kaum haben sie den Kopf nur ein wenig wieder, so ist gleich Putz und Band was sie beschäftigt.

36.

Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.

37.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;

Denn durch dienen allein gelangt sie endlich zum herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder, doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre,
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde.

38.

Was zu Gunsten der Frauen zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann, denn um das Günstige vorzutragen, dazu gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

39.

Die Frauen können sich jetzt nicht mehr beklagen, sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr, als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll dein Herr sein," ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Wageschale inne, und, indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Wageschale zu ihren Gunsten.

Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei einem wechselseitigen Einfluß, muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßig-

ter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommner denken läßt.

40.

Und jene Frau, die sich kasteyt, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt; brennt ihr Herz deshalb weniger? entwischen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht, von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau? die aus dem Bette springt um einer Gebieterin Hülfe zu leisten, die gefährlich krank scheint. O! gute Justine, lege dich wieder zu Bette, dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn.

41.

Eine geschiedene Frau und ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen die uns sonst nur merkwürdig und liebenswürdig vorkamen, erscheinen uns nun romantisch und wundersam.

42.

Behandelt das Weib mit Nachsicht
Aus krummer Rippe ward es erschaffen;
Gott konnte sie nicht ganz g'rade machen,
Willst du sie biegen, sie bricht.
Läßt du sie ruhig, sie wird noch krümmer,
Du guter Adam, was ist denn schlimmer?
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:
Es ist nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.

43.

Ein Herre mit zwei Gesind'
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwey Weiber sind,
Es wird nicht rein gefegt.

44.

Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere die sich besser im Freien ausnehmen.

Dritte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Männer.

---

3. Ueber die Männer.

1.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

2.

Wer ist denn der souveraine Mann?
Das ist bald gesagt;
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

3.

Der Held steht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;

Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

4.

Ein Mann der Thränen streng entwöhnt
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

5.

Zieret Stärke den Mann, und freies muthiges Wesen,
O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.

6.

Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los.

7.

Die Unmäßigkeit der Männer, besonders, was den Wein betrifft, ist beklagenswerth. Wie oft betrübt, ängstigt es, wenn man bemerken muß, daß reiner

Verstand, Klugheit, Schonung Andrer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, selbst für mehrere Stunden, verloren gehen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen droht. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden.

8.

Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird.

9.

Der Glückliche, der Behagliche, hat gut reden, aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben, einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren, wo jeder Trost

niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist. Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die Seinigen bei schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprüchwort sagt er: „thränenreiche Männer sind gut.“ Verlasse mich Jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit sie ihn beim Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen!

10.

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

11.

Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge setzt er, still,
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.

12.

Wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
Und spät am Abend in ersehnten Schatten,
Zu neuer Mühe, auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas Menschlichs in dem Busen fühlen?

13.

Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt —

14.

Wenn Männer sich entzweien, hält man billig den Klügsten für den Schuldigen.

15.

Es giebt Männer
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen Beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vortheil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin.

16.

Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.

17.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick.
Der ist nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß,
Und schnell verbindet ein Bedrängter sich
Mit seinem Retter, was im Lebensgange
Dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet,

Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Trost, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flößt im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Busen des Gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten ein.

18.

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth,
Er kehrt in sich zurück, und findet staunend,
In seinem Busen, das Verlorne wieder.

19.

Man sagt immer, die Weiber schwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, so hat's gar kein Ende.

20.

Bei den Mannsleuten ist alle Mühe verloren, sie sind doch nicht zu bessern. Ich habe gedroht, gemurrt, Gesichter geschnitten, das Essen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht schön

gebeten; und sie machens einen Tag wie den andern nach ihrer Weise.

21.

Ein großer Mann lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß,
In seinen Jüngern fort und fort erneut:
Und in so edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit;
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefordert
Wenn gleicher Trieb im edlen Busen lodert!

22.

Die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

23.

O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz
uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu
befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal
uns auflegt

24.

Erholung reichet Müden jede Nacht genug,
Des ächten Mannes wahre Feyer ist die That.

25.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben.
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

26.

Vorzügliche mitlebende Männer sind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet, und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen.

Vierte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

die Gesellschaft und verschiedene Stände.

4. Ueber die Gesellschaft und verschiedene Stände.

1.

Offne Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh' und sieh' dich um!
  Sieh' mir ob sie kommen.

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie all,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh' und sieh' dich um!
  Sieh' mir ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Junge Herr'n berief ich auch,
Nicht im mindsten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel;
Diese bat ich sonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Männer lud ich mit Respect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unsre Lust zu mehren,
Die weit lieber fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Doch ich sehe Niemand gehn,
Sehe Niemand rennen!
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, sag', was meinst du wohl?
„Es wird Niemand kommen.“

Hänschen lauf' und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh' nur wie sie kommen!

2.

Lebst im Volke; sei gewohnt,
Keiner je des Andern schont.

3.

Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Taback, und böse Zungen.

4.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

5.

Man mäkelt an der Persönlichkeit,
Vernünftig, ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber, was euch erfreut
Als eure liebe Persönlichkeit?
Sie sei auch wie sie sei.

6.

Nichts verdrießt mich mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge

Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die Paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen.

7.

Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt, wie eine Marionette, und fasse manchmal einen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

8.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert! Und wer ist denn der erste? Der, dünkt mich, der die

anderen übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

9.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen. Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird.

10.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen; wie sie nur wachen und aufpassen einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib, zum Exempel, die Jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so, daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das Bischen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderstreiche ein-

bildet. — Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtsschreibers Tochter. — Ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

11.

Geht die Sonne des Morgens auf, und verspricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben sie doch wieder ein himmlisches Gut, warum sie einander bringen können. Es ist nichts, warum sie einander nicht bringen. Gesundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meist aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man sie anhört, mit der besten Meinung. Manchmal möcht' ich sie auf den Knieen bitten, nicht so rasend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

12.

Wie sehr leidet man nicht in der Jugend von Menschen, die uns zu einer angenehmen Lustpartie einzuladen glauben, wenn sie uns in die Gesellschaft der Danaiden, oder des Sisyphus zu bringen versprechen. Gott sei Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicher Weise in meinen Kreis kommt, suche ich ihn auf die höflichste

Art hinaus zu komplimentiren: denn gerade von diesen Leuten hört man die bittersten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wissenschaften, über den Leichtsinn der Künstler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr ist. Sie bedenken am wenigsten, daß eben sie selbst und die Menge, die ihnen gleich ist, gerade das Buch nicht lesen würden, das geschrieben wäre, wie sie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd sei, und daß selbst ein gutes Kunstwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne.

13.

Die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, nimmt auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft, in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingredienz eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

14.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so Viele zusammen bringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

15.

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

16.

Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest,
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

17.

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

18.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

19.

Wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verläumder, als die Gesellschaft? Ich

habe selten bei einer Lectüre, bei irgend einer Darstellung interessanter Manterie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntergesetzt, vorgetragen wurde. Fragen sie sich selbst und fragen sie viele Andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann, ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst, an allem, was neu ist, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

20.

Ich weiß nicht, wie wir geworden sind? wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist?

Wie sehr hütete man sich sonst, in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm sein konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem diesen? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt.

21.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So ent=

stand in Ludwig dem XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

22.

Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt, als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

23.

Es giebt wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend vom Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die einzigen, die reich werden und die man schätzt.

24.

Wer weise wäre hätte keinen Narren, wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise,

so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren.

25.

Sogenannte Originale unter den Menschen kann ich nicht schätzen. Des Jahres können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht, und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre Erziehung, unsre gesellschaftlichen Conventionen, unsre hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurück giebt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

26.

Der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Prokurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehrern Punkten von dem allgemei-

nen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebts Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

27.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

28.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respectabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

29.

Wer dem Publikum dient, ist ein armes Thier;
Er quält sich ab, Niemand bedankt sich dafür.

30.

Es giebt Personen, denen ich wohl will, und wünschte, ihnen besser wollen zu können.

31.

Du bist in Gesellschaft gewesen?
„Wären's Bücher gewesen,
Wir hätten sie nicht gelesen.“

32.

Alle Galanterie, wenn sie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen.

33.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Wesens entspringen, sind unverwüstlich.

34.

Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müssige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine läßliche Bosheit, eine selbstgefällige Scha-

denfreude sind ein Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach Außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel.

35.

Es ist eine eigene Sache, schon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu sein. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, ist nach äußern Vorzügen abgemessen; sie erlauben Jedem seine Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

36.

Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaus hebt; die durch jene Verhältnisse,

in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpukte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt das Andre nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebornes Vermögen! und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

37.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärsten und feinsten! Das Andre,
Was er noch sonst besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

38.

Mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, ist auch in wissenschaftlichen Dingen viel besser zu handeln, als mit den Gelehrten, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse, als das der eigenen Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist, als bei irgend einem andern.

39.

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

40.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen. Einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

41.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und war es in früherer Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln noch lebendiger war.

42.

Was das Entsetzlichste sei, von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

43.

Es haben die Großen dieser in Welt sich der Erde bemächtiget, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unsers Welttheils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestiget, Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine

billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbei geht, einen starken Gewinn; sollen wir nicht mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen, und durch unsere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menschen unentbehrlich gemacht hat! Die Göttin des Handels läßt sich der Göttin der Kunst, als eine unüberwindliche Siegerin kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig, als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht; aber Kronen theilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von ächtem aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

44.

Besucht man nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, so wird man gewiß mit fortgerissen werden. Wenn man sieht, wie viele Menschen beschäftiget sind, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wird man es gewiß auch mit Vergnügen durch seine eignen Hände gehen sehen. Die geringste Waare sieht man im Zusammenhange mit dem ganzen

Handel, und eben darum hält man nichts für zu gering, weil alles die Cirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

45.

Wer den Anblick einer großen Thätigkeit kennt, wird sich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Speditionen und Spekulationen einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Man werfe einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Welttheile, betrachte, wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird, und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen; Jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblicks dieser großen Cirkulation zu genießen! Dies ist, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

46.

Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines

ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verschafft ihm nicht die Ordnung, in der er seine Geschäfte führt! Sie läßt ihn jeder Zeit das Ganze überschauen, ohne daß er nöthig hätte, sich durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmann! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirthschaft einführen.

47.

Gewöhnlich vergißt nur der Kaufmann über seinem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

48.

Ein Reisender entsagt Vielem um Vieles zu genießen. Er ist an den Wechsel gewöhnt, ja er wird ihm Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf neue Decorationen wartet, gerade weil schon so viele da gewesen. Was er sich von dem besten und schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist ihm bekannt; es mag so gut oder so schlimm sein als es will, nirdends findet er das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der will-

kührlichsten Zufälligkeit abzuhängen. Wenigstens hat man auf Reisen nicht den Verdruß, daß etwas verlegt, oder verloren ist, daß uns ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil wir es müssen repariren lassen, daß man uns eine liebe Tasse zerbricht und es uns eine ganze Zeit aus keiner andern schmekken will. Alles dessen ist man überhoben, und wenn uns das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, so packt man gelassen ein und auf, und fährt zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn man es genau berechnet, hat man am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es uns zu Hause gekostet hätte.

49.

Wann einer schiffet und reiset,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was sich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausschälet und weiset.

50.

Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche, durch Neuheit und Ueberraschung, das Ansehen eines Abentheuers gewinnt.

51.

Das ist der höchste erfreuliche Vortheil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Localitäten unsern Antheil zeitlebens nicht loslassen.

52.

Kriegsglück.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht blessirt zu sein.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg,
Gefahr gewohnt hinein:
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt.
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Kantonniren an,
Dem Bauer eine Last,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich, man bedient dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Iß't man Profoßen-Brodt.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen=Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen=Schoß
Kann man sich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerpuft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine sich den Helden nun
Beinah' herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn gesellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emsiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sei voll Kampfes=Lust;
Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas Bess'res giebt!
Und unter Thränen scheidet man
Geehrt, so wie geliebt.

53.

Es giebt Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht, und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für

jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

54.

Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O, was sind alle Mühseligkeiten des Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

55.

Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten, aus der Stadt und von den Akademien, sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache.

56.

Der Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was

er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anstrengung und Haß, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier, und ist ein ganzer Mensch.

57.

Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all' den Tumult in mir der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

58.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft, ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten!

Fünfte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
Jugend und Alter.

---

5. Ueber Jugend und Alter.

1.

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

2.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

3.

Kinder wissen beim Spiele, aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte.

4.

Kinder und Volk pflegen das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande sein, es auszuhalten und zu ertragen.

5.

Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten, und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet.

6.

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preis' ich sie!
Daß nach durchstürmter durchgenoss'ner Tageslust,
Behender Schlummer allgewaltig sie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend; mischt zukünftigem,
Ein solch Behagen, ferne bleibt's dem Alten; ihm
Sondert nicht entschieden Tag und Nacht sich ab.

7.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeister

einig: daß aber auch Erwachsene, gleich Kindern, auf diesem Erdboden herum taumeln, und wie jene nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden; das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es doch mit Händen greifen.

8.

Die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben.

9.

Sollten uns nicht in der Jugend, wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge, ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich sein?

10.

In den glücklichen Zeiten unsrer Jugend können wir nicht begreifen, daß an einem geliebten Mädchen,

an einem verehrten Schriftsteller irgend etwas mangelhaft sein könne. Unsere Empfindungen von ihnen sind so ganz, so mit sich selbst übereinstimmend, daß wir uns auch in ihnen eine solche vollkommene Harmonie denken müssen.

11.

Rasch schlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Rasch schießt der Pflanze Trieb zum schlanken Kiel;
Die Jugend freut sich nur des Vorwärts-Strebens,
Versucht sich weit umher, versucht sich viel.
Der Kräfte Spielen ist drum nicht vergebens,
So kennt sie bald sich Umfang, Maaß und Ziel;
Der Most, der gährend sich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert.

12.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

13.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

14.

14.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd sein,
Weil das Leben ihm kurz ist.

15.

Die Jugend verwundert sich sehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie faßt sich, sie denkt zu bereuen!
Im Alter erstaunt und bereut man nicht mehr.

16.

„Sag nur wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?"
Fürwahr sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

17.

Kann man bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und

die Gelegenheit erharren; so giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, frisch, wie reife Früchte, weggenossen werden müssen.

18.

Die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt, ist unschätzbar. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.

19.

Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.

20.

Die ächte Conversation
Hält weder Früh noch Abends Stich;
In der Jugend sind wir monoton,
Im Alter wiederholt man sich.

21.

Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang sorglos sein könne. Das Gleichgewicht in den menschlichen Handlungen, kann leider nur durch Gegensätze hergestellt werden.

22.

Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer; denn jedes Jahrzehend des Menschen, hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird.

23.

Es ist thöricht, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen! Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja unsern Gliedern wieder heraus bringen.

24.

Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten!? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche, dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels; sobald es nur irgend vorbeizog,
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,

Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig
bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den
Schaden.

25.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch sich auf der Stelle fassen kann.

26.

Wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen, und um nicht irre zu werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll bestimmen mag.

27.

Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort: Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter ge-

nug! manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, Manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwickelung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths, und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist, und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nemlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen, das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche erfordre und verspreche; so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunsch nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse; daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß; so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, da man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem Andern, aufgeben mußten; dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst

der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Sechste Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
Tod und Selbsttödtung.

---

6. Ueber Tod und Selbsttödtung.

1.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

2.

„Denkst du nicht auch an ein Testament?"
Keineswegs! — Wie man vom Leben sich trennt,
So muß man sich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

3.

Kommt der jüngste Tag.
Wird alles gut darnach!
Hätt's aber noch gerne gut vorher?

4.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

5.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

6.

Was räucherst du nun deinen Todten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

7.

Ja! Wer Eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht Andern baut Ihr Monumente!

8.

Du sollst mit dem Tode zufrieden sein,
Warum machst du dir das Leben zur Pein.

9.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost;
Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

10.

Wenn ich nicht denken oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst

Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms:
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

11.

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferne flieht,
Das ist die Qual, die das geschiedene,
Für ewig losgerissne Glied, aufs neue,
Dem schmerzergriffnen Körper fügen will,
Getrenntes Leben! wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes! wer stellt es her?
Der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er, von Werth, mit Sicherheit besessen!

12.

Was ist der Mensch, warum kann er sein Leben
Umsonst, und nicht für einen Bessern geben?

13.

Ja! die Atomen alle, die sich einst
Zur köstlichsten Gestalt versammelten,
Sie sollen nicht in's Element zurück.

14.

Ein allgemeines Uebel ist der Tod.
Nicht Jeden aber leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das stille Reich der Schatten.
Gewaltsam schmerzlich reißt Zerstörung oft,
Durch Höllenqualen, in die Ruhe hin.

15.

O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geist der Ordnung mehr beherrscht,
Im leisen Kampf das Götterbild zerstören.
Wenn über werdend Wachsendem, vorher,
Der Vatersinn mit Wonne brütend schwebte;
So stockt, so kehrt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Lust des Lebens.

16.

O! weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen,
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken

Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O! sammle mir, in köstliches Gefäß,
Der Asche, der Gebeine trüben Rest;
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegen drücke.

17.

Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich die Pforten einzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Mannes-Würde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr; in's Nichts dahin zu fließen.

18.

Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge, und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Scheere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint.

19.

Wie man einen Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz tod nennen kann, so lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

20.

Es nenne Niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.

21.

Selbst für den Todten hofft der Lebende. Willst du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht ist fest umzäunt die Grenze des Lebens; und Gott treibt,
Ja, es treibet der Mensch sie zurück die Keren des Todes:
Darum lasse nicht sinken den Muth! Bewahre vor Frevel
Deine Lippen und schleuß dem feindlichen Spotte dein Ohr zu.
Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgesprochen, geneset und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poseidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und spaltet Planken und Ribben?
Gleich entsinket das Ruder der Hand, und des berstenden Schiffes
Trümmer, von Männer gefaßt, zerstreuet der Gott in den Wogen.

22.

Selbst den Geringsten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite,
Selbst des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkestis, die stille Gattin, genennet
Unter den Helden, die sich für ihren Admetos dahingab.

23.

So schätzt der Mensch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er jenen am meisten verehrt, der es trotzig verschmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verständigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfassenden Liebe;
Aber keine wird so verehrt von sämmtlichen Menschen
Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,

Selbst der Keren Gewalt zum Streite muthig heranruft.
Auch ehrwürdig sogar, erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverweltlichen Siegers.

24.

Der Tod hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen, umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter ihm her; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg Kinder, Freunde und Verwandte oder Niemand haben, was ist daran gelegen?

25.

Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilfts! Quisque suos patimur manes.

26.

Winkelmann dürfen wir wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seeligen empor gestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.

27.

Des Todes rührendes Bild steht,
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

28.

Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat.

29.

Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. —

30.

Es wird mir gewiß, und immer gewisser, daß an dem Dasein eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig!

31.

O so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

32.

Eng' ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drei Schritten meſſ' ich dein Grab, o du! der du ehe so groß warst! vier Steine mit moosigten Häuptern sind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars! —

33.

Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —

34.

Wir werden uns wieder sehen, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen.

35.

Wir werden sein! Aber, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen?

36.

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern?

37.

Kannst du sagen: das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und am Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her; kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlungen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende

Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

38.

Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und du vor dem Bette stehst, wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

39.

Was ist es anders, als Menschenschicksal, sein Maaß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward mir der Kelch auf meiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun, und mich stellen,

als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht. — Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden, und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen. Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange sein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt, wie ein Tuch?

40.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wiederkehrt? und daß das nun die Eigenschaft unsers Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen.

41.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt; das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen sein.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen.

Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu retten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das ist ganz anders, versetzte Albert, weil ein

Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach, ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch! ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!

Das sind nun wieder von deinen Grillen, sagte Albert, du überspannst alles, und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, man es doch für nichts anders, als eine Schwäche

halten kann. Denn freilich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so außer Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil sein? — Albert sah mich an, und sagte: Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die du da giebst, scheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag sein; sagte ich: man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage grenze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise

vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in so fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Grenzen; sie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, so bald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maaß seines Leidens ausdauren kann? es mag nun moralisch oder körperlich sein; und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Paradox! sehr paradox! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist.

Nun, mein Lieber, laßt uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen

sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Eben so wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das geringste einflößen kann.

42.

So eingeschränkt der Mensch ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit und daß er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will.

43.

Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt sein, als da will, doch einen jeden Menschen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeit-Epoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt seinen Helden und großen Männern das Recht, sich nach Befinden den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem Jeden frei stehen, den fünften Akt seiner Tragödie da zu schließen, wo es ihm beliebe. Hier aber ist von

solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen mag, wenn sie die Idee, die sie beseelt, so bald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichsten Zustande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst, das Leben verleidet. Da ich selbst in dem Fall war, und am besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengungen es mir gekostet, ihr zu entgehen; so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.

Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst losreiße, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er meistentheils zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweiset. Wenn der Krieger seinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, so ist es auch eine äußere Kraft, deren er sich versichert, nur eine moralische statt einer physischen.

Frauen

Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle That mit der geringsten Anstrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod ist. In England kann es am ersten begegnen, weil man dort von Jugend auf, so manchen hängen sieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend ist. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schnellste, schmerzenloseste Tod durch eine Natter, war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde, mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

44.

Jener Ekel vor dem Leben, hat seine physischen und seine sittlichen Ursachen, jene wollen wir dem Arzt, diese dem Moralisten zu erforschen überlassen, und bei einer so oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunkt beachten, wo sich jene Erscheinung am deutlichsten ausspricht. Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht,

der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegen tritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von Einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehangen, um nicht mehr täglich sich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufseher einer großen Park-Anlage, der einmal mit Verdruß ausrief: soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn! Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen sehn, und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft, und bei denkenden, in sich gekehrten Menschen häufiger war, als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt

man mit Recht, sei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich, wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen kultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an Andern bald gewahr, daß moralische Epochen eben so gut, wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse: sie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick, aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals gewiß und sicher.

Was aber den flüchtigen Jüngling am meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler: denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere

Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf diesen, wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim eben so stark und so mannigfaltig, als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unseren Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Noth und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntniß, der sie beinah unmöglich macht. Denke man sich nun hiezu ein siedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, hiezu die schwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

45.

Dem Geringsten wie dem Höchsten ist daran gelegen, den Ort zu bezeichnen, der die irdischen Reste der Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als

der Schmerz währt, wenn auch ein solches Merkzeichen, wie die Trauer selbst, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden, so haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel, als im Denkmal; denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich, wie um einen Markstein, Gatten, Verwandte, Freunde, selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.

46.

Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.

Es giebt mancherlei Denkmale und Markzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu zweien ist und doch nicht auseinander kann.

Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen, als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen; wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben blos zu uns, wie ein Bild verhält.

Man ist niemals mit einem Portrait zufrieden, von Personen die man kennt. Deswegen habe ich

die Portraitmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden, sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen's nicht blos darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern, wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte.

Es ist wohl war, die Sammlung des Architecten von Waffen und alten Geräthschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architect gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen. —

Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends

wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre?

Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt; so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt, als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler, läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.

47.

Wie am Handwerker, so am bildenden Künstler, kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am wenigsten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden.

48.

Der Baukünstler vor allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmidt die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeiten und Behäglichkeiten, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst vor dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen, und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen gestimmt war!

Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst, und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vor-

fahren in großen Höhlen ringsumher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem Neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen! Gestern als ich in der Kapelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber, noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gekehrt sitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe.

49.

Man mag sich stellen wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es könnte wohl sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so, daß wir keines andern mehr bedürften.

Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur

die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Aehre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.

50.

Nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Menschen von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand, eine Dauer seines Daseins erwarte; und deswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgesäet, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigsten dort, oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkschriften auf. Es giebt tausenderlei Formen, die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierathen, womit man sie ausschmücken kann.

Wenn die Künstler so reich sind, versetzte Charlotte, so sagen Sie mir doch: wie kann man sich

niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestutzten Säule und eines Aschenkrugs heraus finden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen.

Das ist wohl bei uns so, entgegnete ihr der Architect, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der schicklichen Anwendung eine eigne Sache sein. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernsten Gegenstand zu erheitern, und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses giebt mehr als irgend etwas anders einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen, und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande, sie völlig wieder zu beleben.

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, dies Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall wo es steht, steht es für sich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von Abneigung, denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns dazu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten ohne von ihm zu lernen, dem Gereis'ten ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet sich dies nicht blos mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich hörte Fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer

mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der Andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Göthe's Philosophie eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken
Bd.: 1

Hamburg (1825)

P.o.germ. 483 uc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109150-8